

# Die Kette West



Nr. 1

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

# Gottfried August Bürger.

Gedenkblatt zur hundertfünfzigsten Wiederkehr seines Geburtstages.

Von G. Macasjy.

Die Wogen des „Sturmes und Dranges“ hatten sich gelegt. Die deutsche Dichtkunst hatte sich frei gerungen von den Fesseln mittelalterlicher, wunderlicher Regeln einerseits, französischer Künstelei andererseits. Mit dem Beginn der Neuzeit war eine Renaissance durch das gesammte Kunstleben gegangen, an der die Dichtkunst am spätesten theilnehmen sollte. Aber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begann auch hier der Umschwung. Die Natur, die man fast vergessen hatte, sollte in der Poesie wieder zur Geltung kommen, die Persönlichkeit, die das Neue in der Außenwelt schauen und wiedergeben lernte, nicht nach steifen Gesetzen, sondern in freier, selbst geschaffener Form, sollte wieder ihre Rechte erhalten. Von der Bühne herab sprachen nicht mehr die plumpen Hanswürstiaden und ledernen Haupt- und Staatsaktionen, sondern das echte, psychologische Drama, wie es Shakespeare, das Vorbild der Stürmer und Dränger, geschaffen hatte. Und in der Lyrik sprach nicht mehr das hohle Pathos erkünstelter Gefühle, sondern die einfache Innigkeit und Wirklichkeit eines künstlerischen Seelenlebens. Dies waren die Ziele des „Sturmes und Dranges“ gewesen, aus welchem sich die große klassische Periode der deutschen Dichtkunst entwickelte, bis zuletzt von dem breiten, übersäumenden Strome nichts übrig blieb, als das dürre Wässerlein eines falschen Idealismus, dessen Schöpfer Schiller war und dessen Nachbeter und Nachahmer noch über die Romantik hinaus bis tief in die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts ihr kärgliches Dasein fristeten.

Einer der eifrigsten Vorkämpfer und der letzte Vertreter des Sturmes und Dranges war Gottfried August Bürger. In ihm kamen die Hauptmomente dieser Kampfperiode der Dichtkunst zur Geltung: der neue, ursprüngliche Realismus, der die Kunst nicht von der Natur trennt, sie nicht über die Natur stellt, sondern Kunst und Kunstempfinden aus der Natur und der Anschauung der Natur entwickelt. Und zweitens die Individualität, die zu ihrer Bethätigung der freien Entfaltung bedarf, die sich nicht in vorgeschriebenen Kunstbahnen bewegen kann, sondern sich ihre Bahn selbst zeichnet. Daher der gewaltige Unterschied in den Gedichten eines Realisten, wie Bürger, und eines Idealisten, etwa Schillers. Dort die freie, klare Form, die Knappheit der Gedanken und Gefühle, die Ursprünglichkeit des Ausdruckes: hier schwere, einengende Formen, Breite und Weitschweifigkeit der Bilder und Vergleiche, welche die fehlende Natürlichkeit ersetzen müssen, und Bergewaltigung des Ausdruckes. Dort der Dichter, der die Schönheit in der Außenwelt und in sich sieht und zur Schönheit der Kunst macht, hier der Dichter, der die Natur in ein vorgefaßtes Schönheitsideal hineinzwängt, um sie als Gegenstand der Kunst gebrauchen zu können. — Darum erscheinen uns viele, ja die meisten Gedichte Bürgers, zumal seine kurzen Liebeslieder und großen Balladen, trotz ihres Alters noch heute so verwandt und innig, als ob sie aus dem Born der Moderne geschöpft wären, während uns die Gedichte Schillers mit ihrer breiten Sprachverschwendung, ihrem hohlen Pathos fremd, ja lächerlich vorkommen. Man halte die wunderherrliche „Lenore“ Bürgers gegen Schillers un-

täglich poesielosen „Kampf mit dem Drachen“, welcher letzterer freilich den zweifelhaften Vorzug hoher und höchster Idealisirungskunst hat.

Gottfried August Bürger wurde zu Mosmerswende in Halberstadt, wo sein Vater, Johann Gottfried, Prediger war, in der Sylvesternacht von 1747 auf 1748 geboren. Die Zwistigkeiten im Vaterhause, hervorgerufen durch seine zankfüchtige und boshafte Mutter, mochten viel dazu beigetragen haben, die Jugendjahre Bürgers zu verbittern. Auch soll er daheim fast keinen Unterricht erhalten haben. Und so schien es ein Glück gewesen zu sein, daß Bürger zu seinem Großvater, dem Hofherrn Jakob Bauer, nach Wshersleben übersiedelte, wo er die Stadtschule besuchte. Schon frühzeitig regte sich in dem Knaben die Lust zur Dichtkunst, und Althof, sein erster Biograph, berichtet von einem Spottgedicht, das Bürger auf den ungeheueren Haarbeutel eines Primaners verfertigt und das seine Ausweisung aus der Stadtschule zur Folge gehabt haben soll.

Im Jahre 1762 besuchte Bürger das Pädagogium in Halle und zwei Jahre später die Universität daselbst, um, dem Wunsche seines Großvaters gemäß, Theologie zu studieren. Allein bald gab er dieses Studium auf, wandte sich den Geschmackswissenschaften zu, verbrachte aber die meiste Zeit mit Ländeleien, ohne rechten Zweck. Hierzu kam, daß er in die Gesellschaft leichtsinniger Freunde gerieth, durch deren Umgang er sich sehr vernachlässigte. Endlich entschloß er sich dazu, Jurist zu werden und ging an die Universität zu Göttingen. Dort fand er einen großen Kreis junger Literaten und schrieb seine ersten Gedichte. Ein von Boie begründeter *Musen-Almanach*, an dem die besten jungen Dichter der damaligen Zeit mitarbeiteten, gab auch Bürger Gelegenheit, seine Gedichte zu veröffentlichen, allein es blieb ihm keine Zeit, dem „Hain“, der berühmten Vereinigung der Stürmer und Dränger, beizutreten, sondern er mußte darnach trachten, eine Stellung zu finden, und ergriff die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot. In Gelliehausen bei Göttingen wurde er von der Familie Uskar zum Amtmann ernannt — eine Stellung, die ihm Sorge genug brachte, da ihm der Senior der Familie, gegen dessen Willen er ernannt worden war, nach allen Richtungen das Leben sauer zu machen trachtete. Gleichwohl gehörte die erste Zeit in Gelliehausen zur fruchtbarsten Periode des Dichters, denn gar bald brach Unglück auf Unglück über ihn herein und verließ ihn bis zu seinem Ende nicht mehr. Schon in Göttingen hatte Bürger eine Uebersetzung von Homers *Ilias* begonnen und hier nahm er das Werk wieder auf. Allein er klagte oft in Briefen an seine Freunde, daß ihm bei den widerwärtigen Amtsgeschäften nichts vom Flecke kommen wolle.

Im Frühjahr 1773 schrieb Bürger, angeregt durch den Gesang eines Landmädchens,

Der Mond, der scheint so helle,  
Die Todten reiten schnelle, —

seine schönste Ballade „Lenore“ in ihrer ersten Fassung auf. Vollendet wurde sie erst im Herbst, und als sie nach langem Zureden seiner Freunde im Jahre 1774 im *Göttinger Musen-Almanach* erschien, da ging ein Sturm von Begeisterung durch ganz Deutschland.

Dieser erste und größte Erfolg ermutigte den in seinem Beruf gebrückten Dichter und er schrieb der Reihe nach seine besten Balladen, wie „Der wilde Jäger“ usw.

Im November 1774 heirathete Bürger die ältere Tochter des Amtmannes Leonhard zu Mebeck, Dorothea Marianne, trotzdem ihn schon damals, wie er später in einem Briefe an seine dritte Braut bekannte, die Liebe zur jüngeren Schwester seiner Gattin, Auguste (Molly), erfaßt hatte — diese unglückliche Liebe, die ihn bald immer mächtiger mit sich fortriß und die der Welt wohl die herrlichsten seiner Liebeslieder, ihm selbst aber Jahre lange Qualen brachte. Ueber das seltsame Verhältniß Bürgers zu diesen beiden Frauen, mit denen er thatsächlich in Bigamie lebte, ist fast nichts bekannt, es seien denn die Gedichte Bürgers aus jener Zeit selbst, aus denen es oft wie wildestes Glück und wie ein Verzweiflungsschrei namenloser Qual hervorgellt.

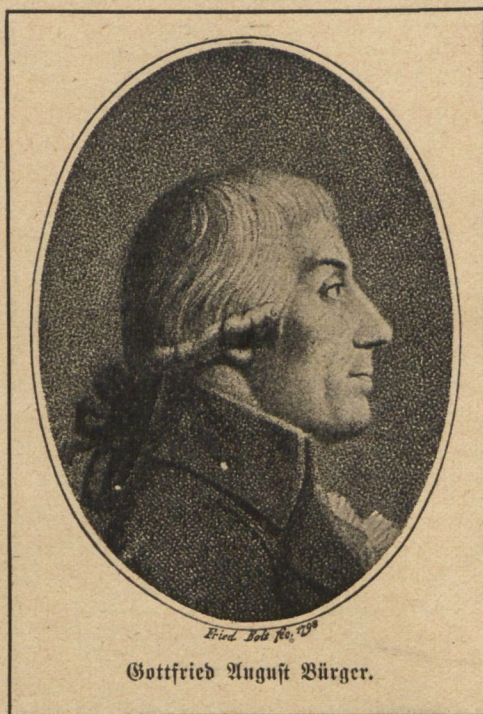
Und zu diesem inneren Zwiespalt kamen stets neue äußere Sorgen, Verluste und Mißthelligkeiten aller Art. „Nieten, nichts als kalte Nieten,“ klagte Bürger, und um seiner traurigen Lage ein Ende zu machen, beschloß er, seinen Beruf und Alles, was ihn an Gelliehausen fesselte, aufzugeben und wieder, als Privatdozent, nach Göttingen zurückzukehren. Im Sommer 1784 starb Dorothea an der Lungenschwindsucht und bald darauf führte Bürger seinen Vorsatz aus. Zugleich übernahm er die Leitung des *Göttinger Musen-Almanachs*, und dadurch, sowie durch die Hoffnung, mit Vorlesungen, Uebersetzungen usw. sich ein sorgenfreies Loos zu gestalten, schien sich seine Lage doch bessern zu wollen. Nachdem er den Winter noch unter Krankheit und allerlei Kummer zugebracht hatte, eröffnete er im Frühjahr mit gutem Erfolge seine Vorlesungen und verband sich zu Ostern 1785 mit seiner Schwägerin Molly.

Aber es war ein kurzes Glück. Schon im Januar des folgenden Jahres starb Molly. „Mein Haus dünkt mir eine fremde Wüstenei, in die ich nicht gehöre,“ schrieb damals Bürger. „Ich laufe auf und ab, aus einem Zimmer ins andere, setze mich auf jeden Stuhl, lege mich hin und stehe wieder

Gleichwohl war es nach außen hin eine schwere Schädigung für Bürger, welcher eben seine Homers-Uebersetzung angekündigt hatte, von einem seiner bedeutendsten und einflussreichsten Zeitgenossen so abfällig beurtheilt worden zu sein.

Sein einziger Verdienst in dieser letzten Zeit, in der Bürger krank an Leib und Seele darniederlag, waren seine Uebersetzungen, und trotz der Krankheit mußte er aufs Angestrengteste thätig sein, um nicht in das bitterste Elend zu gerathen. Und als sich ihm die Aussicht auf eine bessere Lage und auf ein festes Professorengehalt eröffnete, starb er, der letzte Ritter aus dem Freiheitskampf der deutschen Poesie. „Bis zu seinem Tode,“ schreibt sein Biograph Richard Maria Werner, „glaubte dieser starre Realist fest daran, daß gerade das Eigenthümliche, das streng Individuelle das Schöne sei, idealisirte Empfindung dagegen ein Unsinn.“

Fast keinem deutschen Dichter waren wie Bürger so wenig Freuden, fast keinem in einem langen Leben so viel Leid beschieden, daß sein Genius im Kampf um das Dasein unbarmherzig niedergestampft wurde. Von ihm gilt das Wort: „Ohne Glück keine Entfaltung der Kraft.“ Wie ganz anders hätte sich Bürgers Lebenswerk gestalten können, wie ganz anders hätte er in die Periode des deutschen Klassizismus treten können, als der Gewaltigsten Einer mit seiner großen Kraft — vielleicht als der Gewaltigste.



auf und kann nirgends Ruhe finden.“ Und er fand auch keine Ruhe mehr. Einen Antrag nach Preßburg lehnte er ab. Keine Arbeit bereitete ihm mehr Freude. Auch das ergreifende „Hohe Lied“, in dem er Molly verewigte, gewährte ihm nur einen kurzen Trost — bis ihn die Freundschaft mit Schlegel wieder aus seiner Schwermuth herausriß. Im Jahre 1789 wurde er zum Professor in Göttingen ernannt — leider ohne Gehalt, und so nahm die Sorge ums tägliche Brot kein Ende. Ein Jahr später glänzte ihm noch ein matter Glücksstrahl. Auf seltsame Art lernte er eine junge Schwäbin kennen, Elise Hahn, und vermählte sich mit ihr im Herbst desselben Jahres. Wie wenig diese Wahl glücklich war, stellte sich bald heraus, und auch Bürger blieb es nicht lange verborgen, daß seine Frau in Göttingen den schlechtesten Ruf genoß — im Jahre 1792 ließ sich Bürger von ihr scheiden.

Dies war der letzte schwere Schlag für den unglücklichen Mann. — Die abfällige Rezension Schillers über seine Gedichte schien er mit größerem Gleichmuth zu ertragen: sprach doch, trotz des hohen Lobes, das Schiller Bürgern zollt, gerade aus diesem Lob und aus dem kleinlichen Tadel der Neid und die Mißgunst. Den großen Realisten, dem die Wahrheit Schönheit war, konnte Schiller, der nur das Schöne ohne die Wahrheit suchte, nicht begreifen; daß er ihn aber auch nicht achten konnte, dies richtet die Kritik Schillers mehr, als die nicht glückliche Antikritik, die Bürger bald darauf nebst Epigrammen und Satiren im *Musen-Almanach* veröffentlichte.